

CHRIS PRIESTLEY

ONKEL MONTAGUES

Schauer-
geschichten

Illustriert von David Roberts

Aus dem Englischen von Beatrice Howeg



Bloomsbury
Kinderbücher & Jugendbücher

INHALT

1. Durch den Wald	7
2. Nicht klettern	20
3. Die Nicht-Tür	40
4. Der Kirchenbankdämon	63
5. Opfergaben	87
6. Winterschnitt	110
7. Der Goldrahmen	128
8. Dschinn	150
9. Eine Geistergeschichte	170
10. Der Pfad	188
11. Onkel Montague	207



Der Weg zu Onkel Montagues Haus führte durch einen kleinen Wald. Wie eine Schlange, die sich im Unterholz versteckt, wand sich der schmale Pfad durch die Bäume, und obwohl es nicht sehr weit war und der Wald auch nicht besonders groß, schien mir dieser Teil des Weges doch immer unendlich lang.

Ich hatte mir angewöhnt, in den Schulferien meinen Onkel zu besuchen. Ich war ein Einzelkind, und meine Eltern wussten mit Kindern nicht viel anzufangen. Mein Vater versuchte sein Bestes, legte mir hier und da die Hand auf die Schulter und beugte sich zu mir herunter, um mir etwas zu zeigen, doch als er nicht mehr wusste, was er mir zeigen sollte, wurde er seltsam melancholisch, verließ das Haus und zog stundenlang alleine auf die Jagd. Meine Mutter, die von sehr nervöser Natur war, konnte sich in meiner

Gegenwart nicht eine Minute entspannen. Jedes Mal, wenn ich mich bewegte, sprang sie mit einem kleinen Schrei auf und wischte alles ab, was ich auch nur berührt hatte.

»Was für ein komischer Kauz«, sagte mein Vater eines Morgens beim Frühstück.

»Wer?«, fragte meine Mutter.

»Onkel Montague«, antwortete er.

»Ja«, stimmte sie ihm zu. »Was macht ihr beide eigentlich den ganzen Nachmittag, wenn du ihn besuchst, Edgar?«

»Er erzählt mir Geschichten«, sagte ich.

»Du lieber Gott«, sagte mein Vater. »Geschichten, sagst du? Ich kenn da auch eine Geschichte.«

»Ja, Vater?«, fragte ich gespannt. Mein Vater zog die Stirn in Falten und sah auf seinen Teller.

»Nein«, sagte er. »Ich hab sie vergessen.«

»Mach dir nichts draus«, sagte meine Mutter. »Sie war bestimmt ganz wunderbar.«

»Oh ja, das war sie«, sagte er und lachte vor sich hin. »Wirklich ganz wunderbar.«

Onkel Montague lebte in einem Haus nicht weit von unserem entfernt. Genau genommen war er nicht mein Onkel, sondern eher eine Art Groß- oder Urgroßonkel. Aber da sich meine Eltern nie darauf einigen konnten, wie viele »Urs« es denn nun waren, beschloss ich, ihn einfach »Onkel« zu nennen.

Ich kann mich nicht erinnern, dass die Bäume in dem Wald zwischen unseren Häusern je Laub getragen haben. In meiner Erinnerung herrschten auf dem

Weg immer Eis und Schnee, und die einzigen Blätter, die ich zu sehen bekam, verwesten auf dem Waldboden.

Am Ende des Waldes stand eine Mauer mit einem kleinen Schwingtor. Eines dieser Gatter, das immer nur eine Person durchlässt und bei dem ein besonderer Klappmechanismus dafür sorgt, dass keine Schafe entweichen können. Ich weiß allerdings nicht, warum der Wald oder die dahinter liegende Weide ein solches Tor benötigten, denn ich habe nie Tiere darauf gesehen und auch sonst nirgendwo auf dem Anwesen meines Onkels, zumindest keine, die man als Nutztiere bezeichnen konnte.

Ich mochte das Schwingtor nicht besonders. Die Feder bewegte sich nur schwer, mein Onkel ließ sie offensichtlich nicht besonders oft ölen, und es verging kein einziges Mal, ohne dass mich eine seltsame Furcht überkommen hätte, darin festzustecken. In diesem merkwürdigen Zustand hatte ich immer das Gefühl, verfolgt zu werden.

Natürlich hatte ich das knarrende Tor im Nu geöffnet, schob mich schnell hindurch und warf jenseits der niedrigen Mauer (durch die ich gerade gekommen war) jedes Mal einen erleichterten Blick zurück auf den Wald, der sich nicht verändert hatte. Auf der Weide drehte ich mich, kindlich wie ich war, noch einmal neugierig um, wahrscheinlich aber eher furchtsam, ob ich nicht doch jemanden – oder etwas – hinter mir entdeckte. Das tat ich aber nie.

Und doch war ich auf dem Weg nicht immer allein.

Die Dorfkinder strichen manchmal durch den Wald. Ich hatte mit ihnen nichts zu tun und sie auch nicht mit mir. Ich ging aufs Internat. Und wenn ich auch nicht hochnäsiger klingen will, trennten uns doch Welten.

Ich sah sie manchmal zwischen den Bäumen stehen, wie auch an diesem Tag. Sie kamen nie näher und sagten auch nie ein Wort. Sie standen nur schweigend im Schatten der Bäume und wollten mir sicher Angst machen, was ihnen auch gelang, obwohl ich mein Bestes gab, mich unbeeindruckt zu zeigen. Ich würdigte sie keines Blickes und ging einfach weiter.

Auf der Weide stand langes, struppiges Gras, durchzogen von trockenen braunen Samenköpfen von Disteln, Karden und Wiesenkerbel. Und als ich mich über die niedergetrampelten Gräser der Gartenpforte näherte, nahm ich neben mir huschende Bewegungen von Kaninchen und Fasanen wahr, die durch das Dickicht raschelten. So glaubte ich zumindest.

Ich blieb an der Gartenpforte immer einen Moment lang stehen und betrachtete das Haus, das allein auf einem kleinen Hügel stand, wie man es von Kirchen kennt, und tatsächlich hatte der von Mauern umzogene Garten etwas von einem Kirchhof, so wie die gotischen Bogenfenster, Türme und Ornamente am Haus an eine Kirche erinnerten. Wie die Schwingtür zum Wald musste auch das Gartentor dringend geölt werden, und der Riegel war so schwer, dass es meine ganze kindliche Kraft kostete, ihn anzuheben. Das feuchte Metall war so kalt, dass es mich bis in die Fingerknochen schmerzte.

Wenn ich die Pforte hinter mir schloss, blickte ich noch einmal zurück. Mein Elternhaus war nun ganz hinter dem Wald verschwunden, und auch sonst schien es mir in der merkwürdigen Stille des Ortes, als gäbe es für Meilen ringsum nicht eine lebende Seele.

Auf dem Weg durch den Vorgarten zur Haustür meines Onkels musste ich an einer Gruppe von Büschen vorbei, mächtigen Eiben, die früher einmal kunstvoll in Kegel- und Vogelform gestutzt worden waren, doch lag dies bereits Jahre zurück. Jetzt standen die wild wuchernden Büsche bedrohlich vor dem Haus, und ich glaubte in den verzerrten Formen Klauen und Fledermausflügel oder gar ein dunkles Auge zu sehen.

Ich wusste natürlich, dass es nur Büsche waren, doch offen gestanden beeilte ich mich auf dem Weg durch den Garten immer sehr und sah mich auch nie mehr um, nachdem ich den großen Türklopfer betätigt hatte, einen Ring aus mattem, ungeputztem Messing, der, wie ich erwähnen möchte, einem höchst seltsamen Wesen aus dem Maul hing, dessen Gesichtszüge verwirrend zwischen Löwe und Mensch changierten.

Nach einer, wie mir schien, unendlich langen Zeit – meist wollte ich den Türklopfer noch einmal anheben – wurde die Tür geöffnet, und Onkel Montague stand im Flur, wie immer hielt er eine Kerze in der Hand, lächelte mich an und bat mich einzutreten.

»Steh nicht da draußen in der Kälte, Edgar«, sagte er. »Komm herein, Junge. Komm herein.«

Erleichtert trat ich in den Flur, doch was die Kälte

anging, war kaum ein Unterschied zwischen Garten und Haus zu spüren. Wenn überhaupt, schien mir der Garten sogar noch wärmer, denn ehrlich gesagt, war mir in meinem ganzen Leben in keinem Gebäude je so kalt wie im Haus meines Onkels, und ich könnte schwören, einmal sah ich sogar Eiskristalle auf dem Treppengeländer glitzern.

Mein Onkel ging durch den langen steingefliesten Flur voraus, und ich blieb dicht hinter ihm und der flackernden Kerze. Obwohl es meinem Onkel offensichtlich nicht an Geld fehlte, gehörte es zu seinen vielen Exzentrizitäten, dass er sich nicht für elektrisches Licht begeistern konnte – ja, nicht einmal für Gas. Neben ein oder zwei Petroleumlampen benutzte er im Haus ausschließlich Kerzenlicht, und das auch noch ziemlich spärlich. Der Weg in sein Arbeitszimmer war für mich immer leicht beunruhigend, denn auch wenn ich im Haus meines Onkels war und mir sicher nichts passieren konnte, mochte ich doch nicht im Dunkeln allein gelassen werden und beeilte mich immer sehr, mit ihm und dem Licht Schritt zu halten.

Genau genommen vergrößerte das Kerzenlicht sogar noch meine Angst, während ich meinem Onkel durch das zugige Haus folgte. Die flackernde Flamme warf alle möglichen grotesken Schatten an die Wand, die tanzend hin und her sprangen und beunruhigend lebendig aussahen. Sie hasteten über die Wände, versteckten sich unter Möbeln oder huschten zur Decke hinauf, wo sie sich in die Ecken kauerten.

Nachdem wir länger gegangen waren, als mir bei der Größe des Hauses von außen betrachtet möglich schien, erreichten wir das Arbeitszimmer meines Onkels: ein großes Zimmer, ringsum mit Regalen versehen, auf denen Bücher und vielerlei Erinnerungstücke von den Reisen des alten Mannes standen. Die Wände waren mit Drucken und Gemälden bedeckt, und vor den bleiverglasten Fenstern hingen schwere Vorhänge. Auch wenn es draußen erst Nachmittag war – das Arbeitszimmer war lichtlos wie eine Höhle.

Auf dem Boden lag ein schwerer Perserteppich, der vornehmlich in leuchtendem Rot, der Farbe der Wände und Damastvorhänge, gehalten war. Ein großes Feuer brannte im Kamin und brachte das Rot zum Leuchten, das im Rhythmus der Flammen zu pulsieren schien, als wäre das Zimmer das schlagende Herz des Hauses.

Es war der einzige Ort im Haus, den ich als gemütlich bezeichnen würde, auch wenn ich anmerken muss, dass es der einzige Raum war (von der Toilette einmal abgesehen), in dem ich mich je aufgehalten hatte, und das, obwohl ich schon viele Male im Haus meines Onkels zu Besuch gewesen war.

Das mag vielleicht merkwürdig klingen, aber damals dachte ich nicht weiter darüber nach. Die Treffen mit Onkel Montague waren weniger familiär als vielmehr eine Art Geschäftstreffen. Mein Onkel und ich mochten uns auf unsere Art, aber wir beide wussten, was mich wirklich zu ihm führte: mein Hunger nach Geschichten.

»Setz dich, junger Mann«, sagte er wie immer. »Ich werde nach Franz läuten und sehen, ob er uns etwas Tee und Kuchen bringt.«

Mein Onkel zog an einer langen Kordel neben dem Kamin, und ich versuchte wie immer, in den Tiefen des Hauses das Läuten der Glocke zu hören. Bald darauf wurden Schritte laut, die sich langsam dem Arbeitszimmer näherten. Sie verharrten vor der Tür, es folgte eine lange Stille, dann wurde dreimal erschreckend laut geklopft.

Der Türknauf drehte sich, er knarrte immer ein wenig, dann wurde die Tür geöffnet. Auf meinem Platz versperrte mir die Tür die Sicht, ich sah nur meinen Onkel, der vor der offenen Tür stand und unsere Wünsche flüsternd weitergab, bevor die Tür wieder geschlossen wurde und die Schritte sich entfernten, die durch den Widerhall in dem langen Flur merkwürdig hastend klangen.

Ich hätte euch gerne etwas über Franz' Aussehen erzählt, denn ihr fragt euch sicher, ob er groß oder dick, blond oder dunkelhaarig war, aber leider muss ich gestehen, dass ich bei keinem meiner Besuche auch nur einen Blick auf Franz habe werfen können.

Nachdem ich meinen Onkel nach seinem Befinden und er mich nach meinem schulischen Fortkommen befragt hatte, klopfte es wieder dreimal laut an der Tür, und mein Onkel, der aufgestanden und zur Tür gegangen war, kam mit einem Tablett zurück, auf dem eine große Teekanne, Tassen und Untertassen standen und ein Teller mit Kuchen und Plätzchen. Ein Milch-

kännchen war nicht dabei, da mein Onkel und ich den Tee lieber schwarz tranken. Es stand aber eine Dose Zucker darauf, und obwohl ich meinen Onkel nie bewusst ein Stück habe nehmen sehen, hatte er offensichtlich einen Hang zu Süßem, denn jedes Mal, wenn es an der Zeit war aufzubrechen, war nicht ein Stückchen übrig, und ich selber mochte keinen Zucker, nicht einmal als kleiner Junge.

Wir saßen zu beiden Seiten des Kamins, zwischen uns auf einem kleinen Tisch stand das Tablett; mein Onkel legte, die Ellbogen auf die Armlehnen gestützt, die Fingerspitzen aneinander, und als er sich in seinem Sessel zurücklehnte, verschwand sein Gesicht im Schatten.

»Ich hoffe, der Weg hierher war ohne Zwischenfälle?«, sagte er.

»Ja, Onkel«, antwortete ich.

»Du hast im Wald nichts weiter ... gesehen?«

Onkel Montague stellte mir oft diese Frage, und ich antwortete immer gleich.

»Nein, Onkel«, sagte ich. Ich sah keinen Grund, die Dorfkinder zu erwähnen, da ich mir nicht vorstellen konnte, sie könnten einen Mann wie meinen Onkel interessieren. »Ich habe im Wald nichts gesehen.«

Mein Onkel lächelte seltsam, nickte und nahm einen Schluck Tee. Dann seufzte er melancholisch.

»Es gibt doch nichts Schöneres als einen Wald bei Nacht, was meinst du, Edgar?«, sagte er.

»Nein«, antwortete ich und wollte gerne den Ein-



druck erwecken, als hätte ich Ahnung vom nächtlichen Wald.

»Wo wären die Menschen ohne Bäume?«, fuhr er fort. »Holz ist die treibende Kraft aller Zivilisation: vom Pflug bis zum Papier, vom Rad bis zum Haus, vom Werkzeuggriff bis zum Segelboot. Der Mensch wäre nichts ohne Bäume, Junge.« Er legte einen neuen Scheit aufs Feuer, und die Flammen züngelten daran hoch, als wollten sie ihm das Holz aus der Hand winden. »Was könnte den Unterschied von Mensch und Tier wohl besser symbolisieren als das Feuer – seine Wärme, sein Licht?« Wir beide sahen eine Weile gebannt in die tanzenden Flammen.

»Die alten Norweger glaubten, die Welt hänge in den Ästen einer riesigen Esche. Wusstest du das, Edgar?«

»Nein, Onkel.«

»Ja«, sagte er. »Die Menschen im hohen Norden hatten schon immer einen besonderen Bezug zum Baum. Die alten Wälder im Norden waren ihr Lager für Bauholz und Brennholz und Essen ... Aber sie waren auch dunkel und unheimlich. Voller Bären und Räuber und wer weiß, was sonst noch alles ...«

»Meinst du etwa ... Hexen, Onkel?«

Seine Augen blitzten. »Hexen, Zauberer, Waldgeister, Werwölfe ...«

»Werwölfe?«, sagte ich und schluckte.

»Wer weiß?« Onkel Montague zuckte mit den Achseln. »Ich will nur sagen, sie achteten den Wald und sie achteten die Bäume – sie fürchteten sie, ja, verehrten sie wie Götter.«

»Wie das, Onkel?«, sagte ich und griff nach einem Plätzchen, wobei mir auffiel, dass der Zucker bereits verschwunden war.

»Auf unterschiedliche Weise«, sagte er. »Die römischen Geschichtsschreiber berichten von heiligen Wäldern und mit Blut verschmierten Eichen ...«

»Blut?«, sagte ich und verschluckte mich an ein paar Krumen.

»Ja«, sagte Onkel Montague. »Sie berichten von Opferritualen – von Menschenopfern sogar. Die Kelten schnitten ihren Feinden als Kriegstrophäe mit Vorliebe die Köpfe ab. Eine Eiche mit Köpfen zu behängen schien ihnen wahrscheinlich ebenso festlich wie deiner lieben Mutter, Kugeln an den Weihnachtsbaum zu hängen.«

Zu beidem hob ich zweifelnd die Augenbraue, und mein Onkel lächelte.

»Aber warum sollte man Bäume verehren?«, sagte ich.

»Ich könnte dir einige Dinge nennen, die mir weniger ehrwürdig erscheinen«, antwortete er. »Denk nur an das Alter von manchen Bäumen. Stell dir vor, was sie alles erlebt haben. In manchen Kirchhöfen gibt es Bäume, die sind mehr als tausend Jahre alt; älter noch als die Kirche, neben der sie stehen. Sie wurzeln in dem einen Jahrtausend und ihre Äste ragen ins nächste. Und wer spürt keine Andacht angesichts einer großen Eiche oder Esche oder Ulme, die wie ein trauriger Riese einsam auf einer Wiese steht?«

Er tippte die Fingerkuppen aneinander, und ich sah im Halbschatten sein diebisches Lächeln. »Ich kenne eine Geschichte über einen solchen Baum«, sagte mein Onkel. »Würdest du sie gerne hören, Edgar?«

»Ja, sehr gerne, Onkel.« Schließlich war ich dafür gekommen.

»Sie mag dich ein wenig erschrecken.«

»Das macht nichts, Onkel«, sagte ich mit mehr Mut in der Stimme, als ich in Wahrheit spürte. Wie jemand, der am höchsten Punkt einer Riesenradfahrt mit einem Mal Zweifel bekommt.

»Also gut«, sagte Onkel Montague und blickte ins Feuer. »Dann will ich mal beginnen ...«